

Ich werde jetzt keine Rede halten.

Ich werde schon gar niemandem ins Gewissen reden.

Ich werde Ihnen einfach etwas von mir erzählen. Von meinem Gewissen.

Ich wurde 1963 geboren und habe das Glück, zu jener Generation zu gehören, die in Freiheit, Frieden und steigendem Wohlstand aufgewachsen ist. Meine Eltern waren einfache Arbeiter. Sie profitierten vom Kindergeld, von der 48 Stunden-Woche und später von der 40 Stunden-Woche.

Und als ich als erster aus meiner Familie aufs Gymnasium kam, profitierten sie von der Schulbuchaktion und von der Schülerfreifahrt.

Die Wirtschaft wuchs, die Arbeitslosenzahlen waren niedrig.

Es war kein Problem für meinen Vater, der ein abwechslungsreiches Leben einem eintönigen vorzog, jedes halbe Jahr einen alten Job zu kündigen und kurz darauf wieder einen neuen zu finden.

Die Löhne stiegen und ein Arbeiterkind aus Kapellerfeld bei Gerasdorf bei Wien, wie ich eines war, konnte im Sommer auf Sprachferien nach England fliegen, bevor seine Eltern oder sonst jemand aus seiner Verwandtschaft jemals ein Flugzeug von innen gesehen hatte.

Die Kehrseite der Medaille war, dass Wohlstand und Wachstum den Menschen nach dem Krieg nur allzu schnell darüber hinweg halfen, sich mit dem auseinander zu setzen, was keine dreißig Jahre vorher in unserem Land, auf unserem Kontinent und nahezu auf der gesamten Welt geschehen war:

Der Alptraum des Nationalsozialismus und der zweite Weltkrieg.

Als ich ein Volksschulkind war, gehörten Kriegsinvalide zum Straßenbild.

Unser Fleischhauer hatte nur einen Arm, unser Frisör nur ein Bein.

Unser Nachbar hatte einen Granatsplitter im Schädel, der langsam sein Hirn zerstörte. Seine Anfälle häuften sich. Und als dieser eigentlich sehr friedliebende und kinderfreundliche Mann damit begann, Steine in unseren Garten zu werfen, errichtete mein Vater eine Mauer, anstelle des fehlenden Gartenzaunes.

Später, auf dem Gymnasium hatten wir Professoren, die zwar nicht mehr im Krieg gewesen waren, die aber als Kinder oder Jugendliche von dem diesem Krieg vorausgehenden Gedankengut charakterlich verwahrlost worden sind. Sie ließen uns Dinge „bis zur Vergasung“ lernen, drohten uns damit, wir würden, wenn wir nichts lernten, in unserem späteren Leben „durch den Rost fallen“, oder die uns „Schädlinge“ nannten, wenn wir schlimm waren.

Dass all das die historische Hintergrundstrahlung der Hitlerzeit war, dass es sich hierbei um das obszöne Echo der größten, bis dahin nicht vorstellbaren Menschheitskatastrophe handelte, all das wurde mir erst sehr viel später bewusst.

In den Neunzehnhundertsiebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts machten wir im Gymnasium bestenfalls geschmacklose Witze darüber. Salutieren und Hitlergruß, Judenwitze hinter kaum vorgehaltener Hand wurden von einem Gutteil des Lehrkörpers schmunzelnd hingenommen. Heute schäme ich mich in Grund und Boden dafür. Warum? Weil ich das Glück hatte, dass mich andere Menschen zum Denken gebracht haben.

Meinen ersten „wirklichen“ Juden traf ich beim Bundesheer. Ich hatte keine Ahnung, dass er Jude war. Erst nachdem er von einem anderen „Kameraden“ in anonymen Schmähbotschaften darauf aufmerksam gemacht worden war, was einige von ihm, dem Juden halten und sogar die Staatspolizei eingeschaltet worden war, war die ganze Sache für mich auf einmal kein bizarres Witzblatt mehr, sondern Realität.

Schlagartig wurde mir etwas bewusst: Dieser Teil unserer Vergangenheit war weder vorbei, noch bewältigt geschweige denn aufgearbeitet.

Dieser Teil unserer Vergangenheit faulte und gährte immer noch unter der Oberfläche unserer Gesellschaft. Egal wohin man trat, früher oder später verlor der Boden, auf dem man stand, seinen Halt, wurde schwammig, und man drohte, darin zu versinken. Dieser Teil unserer Vergangenheit war nur notdürftig mit Erdreich zugeschüttet worden, so wie die vielen Massengräber.

Aber nichts lässt sich auf Dauer verbergen. Schon gar nicht etwas so Monströses wie die Folgen der nationalsozialistischen Verbrechen. Früher oder später bricht das Erdreich ein. Bingen entstehen und geben die Umrisse und Ausmaße dessen an, was da zugeschüttet worden ist. Da braucht man gar keine alten „Gräben“ oder „Gräber“ erst wieder aufzureißen. Die Gräben und Gräber treten von selbst zum Vorschein. Man muss nur hinschauen. Und man muss den Mut haben, der Wahrheit ins Angesicht zu blicken. Das ist das einzige, was wir Nachgeborenen tun können und tun müssen.

Nicht uns schuldig fühlen für etwas, was wir nicht getan haben. Nicht verantwortlich sein, für etwas, wofür es zu spät ist, die Verantwortung zu übernehmen. Das einzige, was wir als Nachgeborene tun müssen ist, der Wahrheit ins Angesicht blicken!

Wir dürfen nie vergessen, wozu Blindheit und Verblendung führen können.

„Geben Sie Gedankenfreiheit!“, sagt Marquis Posa zu König Philip in Schillers Drama *Don Karlos*. Das Stück ist über zweihundert Jahre alt, und der Satz grenzte, als er geschrieben wurde, an Hochverrat.

Heute, über zweihundert Jahre später lebt der größte Teil Europas in Gesellschaften, wo Gedankenfreiheit eine Selbstverständlichkeit ist. Und das ist das Problem der Freiheit. sie wird allzu schnell selbstverständlich.

Gleichzeitig aber hat man den Eindruck, die meisten Gedanken wären nur deshalb frei, weil sie nichts wert sind, weil sie eben nichts kosten – Gedanken aus zweiter Hand; verschlissen und abgetragen wie die Hosen vom älteren Bruder. Ja, es sind Hosen – man kann seine Blöße damit bedecken; aber weder gehören sie einem wirklich, noch passen sie. Und sie zerreißen leicht.

Unser Glaube, unsere Meinungen, unsere Einstellungen sind alle mehr oder weniger übertragen, vorgedacht – von unseren Eltern, Großeltern, Lehrern, von deren Lehrern, Eltern und Großeltern – und von irgendeiner Gratiszeitung.

Karl Valentin bringt es auf den Punkt:

„Es ist alles schon einmal gesagt worden, nur nicht von jedem!“, was nicht heißen soll, dass jede übernommene Glaubensvorstellung, Meinung oder Einstellung grundsätzlich falsch wäre.

Aber sie ist auch nicht grundsätzlich richtig.

Ob sich aus Vorgesagtem ein eigener, selbstständiger Gedanke formt, hängt vom Nachdenken ab, vom Mut und von der Neugier und von der Ermutigung, mutig und neugierig nachzudenken.

„Ich denke, also bin ich“, und: *„Ich weiß, dass ich nichts weiß“* -
Diese beiden berühmten Aussprüche, der eine von Descartes, der andere von Sokrates, lernt jeder Gymnasiast. Was er selten lernt, ist darüber nachzudenken, was diese Sätze bedeuten.

Wir fordern von jungen Menschen Gedächtnisleistungen ein, anstatt sie zu Gedankenabenteuern herauszufordern.

Wir setzen Wissen an erster Stelle und übersehen, dass vorher die Neugier stehen muss – man kann sie wecken, der Mut – man kann ihn bestärken, und die Freude am Denken – man kann sie vorleben.

Nur die einfältigen Gedanken lassen die Welt auch einfach erscheinen: Himmel oder Hölle, ja oder nein, schwarz oder weiß.

Ich weiß nicht, ob Sie im Laufe Ihrer Schulzeit oder Ihres Studiums das Glück hatten, einem Menschen zu begegnen, einem Lehrer, oder besser gesagt einem Mentor, der Ihnen die Möglichkeit und damit die Verpflichtung zum Denken ins Bewusstsein rief, der Ihnen vor Augen führte, dass Erkenntnis einen unschätzbaren Wert darstellt.

Ich hatte das Glück.

Ich war sechzehn und ging in Floridsdorf ins Gymnasium – einer Lernfabrik mit tausendzweihundert Seelen; doppelt so groß, wie das Dorf am Stadtrand, in dem ich aufgewachsen war.

Ich lernte damals nebenbei Klarinette am Konservatorium, das heißt, ich wollte Klarinette lernen und hatte das Glück bei der Aufnahmeprüfung an einen Professor zu geraten, der es mit einem pubertierenden Anfänger aus Kapellerfeld bei Gerasdorf bei Wien versuchen wollte. Wie Sie alle wissen, ist aus mir kein Klarinettist geworden. Ich bringe heute auf diesem Instrument kaum mehr einen anständigen Ton zustande. Dennoch waren diese drei Jahre, die ich Klarinettenunterricht hatte, für mich eine der Wichtigsten, in meinem Leben. Sie waren, das wurde mir erst Jahre später bewusst, die Rettung aus meinem erbärmlichen Gymnasiastendasein. Von artgerechter Menschenhaltung wusste man in den Siebzigern noch weniger als heute. Die scheinbaren Mühen, die ich auf mich nahm, zweimal pro Woche nach der Schule zum Klarinettenunterricht zu fahren, wurden wettgemacht durch etwas, für das ich damals noch keinen Namen hatte, weil ich es nicht kannte: Die Lust am freien Denken.

Der Unterricht am Konservatorium begann immer damit, dass ich meinem Lehrer einen Verlängerten Braunen aus der Kantine in den dritten Stock hinaufbringen musste. Ohne Lift und vor allem ohne zu verschütten. Dann wurde fünf Minuten geplaudert, solange bis mein Lehrer seinen Kaffee getrunken hatte. Diese fünf Minuten waren meine Halbwochenration Menschenkunde. Wir plauderten buchstäblich über Gott und die Welt.

Ich erfuhr über die Schönheit von Bildstöcken, über Ursprünge und Bedeutungen von Eigennamen, ich schloss Bekanntschaften mit längst verstorbenen Malern und Philosophen, und ich stellte erstaunt fest, dass sie mir ebenso viel über mich erzählten, wie ich über sie erfuhr.

Ich kann nicht sagen, dass ich mich damals verstanden fühlte – ich war sechzehn, ich verstand mich ja nicht einmal selbst – aber ich fühlte mich ernst genommen und ich fühlte mich herausgefordert, genauer über die Dinge nachzudenken, denn mein Lehrer ließ eher vier falsche Töne in einer Tonleiterübung durchgehen, als einen falschen Gedanken. In Summe haben diese Fünfminuten-Gespräche über drei Jahre verteilt wahrscheinlich nicht mehr als sechzehn Stunden ausgemacht, für mich waren sie wichtiger als der Rest meines damaligen Lebens, weil sie mich das bewusste Denken gelehrt haben.

Wollen wir unsere Gesellschaft zum Besseren verändern, und es gibt genügend Gründe das zu tun, kann das nur durch Öffnung der Märkte und Grenzen in unseren Köpfen geschehen. Vor allem in den Köpfen unserer Kinder.

Was uns in der Wirtschaft stets und scheinbar mühelos gelingt, ist bei dem was wir Bildung nennen offenbar unendlich schwer: Freies, nach oben offenes Wachstum. Die Entwicklung der Persönlichkeit und die Erweiterung des Horizonts.

Wir brauchen Schulen, die keine Bildungs- sondern Entwicklungsstätten sind, wo Kenntnisse und Wissen nicht abgefüllt und paketiert werden, sondern ein Prozess in Gang gesetzt wird, der ein Leben lang fortschreitet.

Oder ist die Angst vor denkenden Menschen immer noch so groß wie vor zweihundert Jahren? Sind die Dünkel immer noch so stark, dass es den meisten Menschen ohnehin lieber sei, nichts zu denken, als ein bisschen zu meinen und den Rest zu glauben?

Ja, es gibt intelligentere und weniger intelligente Menschen, begabte und weniger begabte. Aber jeder Mensch hat die Fähigkeit zu nachzudenken. Und wir sollten uns die Zeit nehmen, es zu tun. Ob jemand schneller oder langsamer zu einer Erkenntnis gelangt, ändert nichts am Wert einer Erkenntnis. So viele halbe Persönlichkeiten laufen herum, weil man ihnen nie beigebracht hat, dass der Kopf zwar geschlossen, das Denken aber offen ist.

Geben wir Gedankenfreiheit! – uns und anderen.

Kein Mittel ist besser gegen Intoleranz, gegen Vorurteile und gegen die Gleichgültigkeit.

Fordern wir uns und andere heraus, sich Gedanken zu machen über das Wesen der Dinge und über uns selbst. Ohne zu belehren, sondern indem wir Gespräche führen und andere auf ihren Gedankengängen begleiten.

Ermutigen wir einander, die alten Hosen herunter zu lassen, Stellung zu beziehen, zu argumentieren, eine zweite, dritte, vierte Meinung einzuholen. Zeit ist nur ein Wert, wenn man sich die Zeit auch lässt.

Wir vergleichen den Fettanteil von jedem Joghurtgetränk, aber bei den wesentlichen Themen greifen wir zum nächst-besten Argument und vertreten die Haltung, die gerade für uns am Günstigsten erscheint.

Machen wir uns zu mündigen, eigenverantwortlichen, unbequemen und gleichzeitig respektvollen Zeitgenossen.

Und vor allem: Bleiben wir Menschen!

Als solche stehen wir heute hier und gedenken all jener, die in der unseligsten, unmenschlichsten Zeit gelebt haben, die die Menschheit bis dato erlebt hat und deren Opfer sie wurden.

Und vergessen wir eines nicht: Etwas, das sich in den 2500 Jahren nicht geändert hat, seit dieser Ausspruch vom griechischen Staatsmann und Feldherren Perikles geprägt wurde:

Zum Glück brauchst du Freiheit. Zur Freiheit brauchst du Mut.

Den Mut über den eigenen Schatten zu springen, den Mut gegen die Unfreiheit aufzustehen und sich auch für das Glück anderer einzusetzen.

Das alles wünsche ich uns allen!